

(Zu deutsch: Unter der Herrschaft Kaisers Franz I. von Oesterreich, unter dem Schotten-Abt Sigismund, unter dem Vorsteher dieser Vorstadt Carl Gaber wurde dieser Brunnen eröffnet am 4. October 1833.)

Die linksseitige Tafel, derzeit verstümmelt, trug ursprünglich folgende, jetzt unleserliche Inschrift:

*„Viribus unitis, facile consensu animarum
Fons numum nobis, limpidus effoditur:
Clara stat effigies signumque insignio amoris
Natorum et natis, signus amoris erit.“*

(Zu deutsch: Durch vereinte Kraft und brüderliche Eintracht der Seele wurde als schöne Gabe dieser Brunnen errichtet; möge er bestehen als Zeichen und Denkmal unserer liebevollen Vorsorge und noch unseren Enkeln ein Zeugniß derselben sein.)

Der in der ersteren Inschrift erwähnte Abt des Schottenstiftes war **Sigismund Schultes**, der 1832 kaum dreissigjährig durch das Vertrauen seiner Stiftsbrüder mit der Inful geziert wurde und demselben durch eine weise Verwaltung auch entsprach.

Unter ihm geschah der **Neubau des Schottenhofes** und des an die Kirche stossenden Privathauses, das vom Wiener-Witz die Scherzbezeichnung „**Schubladkasten**“ erhielt; er machte sich aber nicht nur um sein Stift hochverdient, sondern erwarb sich durch sein gemeinnütziges Wirken und jene milde dem bürgerlichen Frieden zugeneigte Haltung, wie sie zu den Traditionen der altehrwürdigen Schottenabtei gehört, die Verehrung der ganzen Wiener Bevölkerung. Abt **Schultes** starb am 1. März 1861.

LVIII. CAPITEL.

Auerspergstrasse.



In der ehemaligen **Glacis** gelegen, dehnt sich diese Strasse von der **Lerchenfelder** bis zur **Josefstädterstrasse** aus. Die beigegebene Ansicht (**Figur 181**) stammt aus den Zwanziger Jahren und umfasst auch einen Theil des VII. Bezirkes. Ein Vergleich mit der Ansicht der Titelvignette (auf Seite 483) zeigt nur geringe bauliche Veränderungen. Nur die Ecke des **Auersperg'schen Palais**, welches auch in jüngster Zeit einer Reconstruction unterzogen wurde (1885) zeigt von einem Umbau. Interessant dagegen ist der Unterschied, welcher sich bezüglich des **Glacis** ergibt. Das Bild aus dem vorigen Jahrhundert (Seite 483) zeigt uns einen ganz unregelmässigen Wiesenplan, auf **Figur 181** dagegen das **Glacis** in jener Gestaltung, welche es durch die von Kaiser **Josef II.** verfügte **Regulierung** annahm und in welcher wir älteren Wiener es noch kennen. Ueber die **Burgbastei** und den rückwärtigen Theil des **Volksgartens** weg, von welchem die Rampe zum **Paradiesgärtchen** emporführte, überblicken wir die planirten von schattenspendenden Alleen durchzogenen **Rasenflächen**, hinter welchen sich der Kranz der **Vorstädte** erhob. Namentlich die stattliche und vielbegangene **Allee** ist zu unterscheiden, welche von der **Burgthor-Esplanade** bei der Säule der „**Schwarzen Mutter Gottes**“ — im Volksmunde wegen ihrer eckigen Form scherzhaft „**Glacis**“

Ofen“ genannt — abzweigend, zu der **Kofrano** (jetzt Lerchenfelderstrasse) und der **Kaiser** (jetzt Josefstädter-) Strasse führte.

An der rechten Ecke des **Palais Auersperg** gewinnen wir einen Einblick in die aufwärtsführende **Trauthsongasse** mit dem die Häuser Nr. 1 und 3 verbindenden Bogenbau, von welchem der frühere Name „**Schwibbogengasse**“ kam. Dass dieser Bogen, wie in älteren Werken angenommen wird, der Ueberrest eines Thores früher bestandener **Umfassungsmauern** sei, darf mit Rücksicht auf die Zeit der Entstehung dieser Vorstadt wohl sehr bezweifelt werden.

Das Palais Auersperg.

Sowie es im Mittelpunkt unserer Abbildungen steht, nimmt auch das **Auersperg'sche Palais** (Nr. 1) das Hauptinteresse unter den Baulichkeiten dieser Strasse in Anspruch. Der statt-

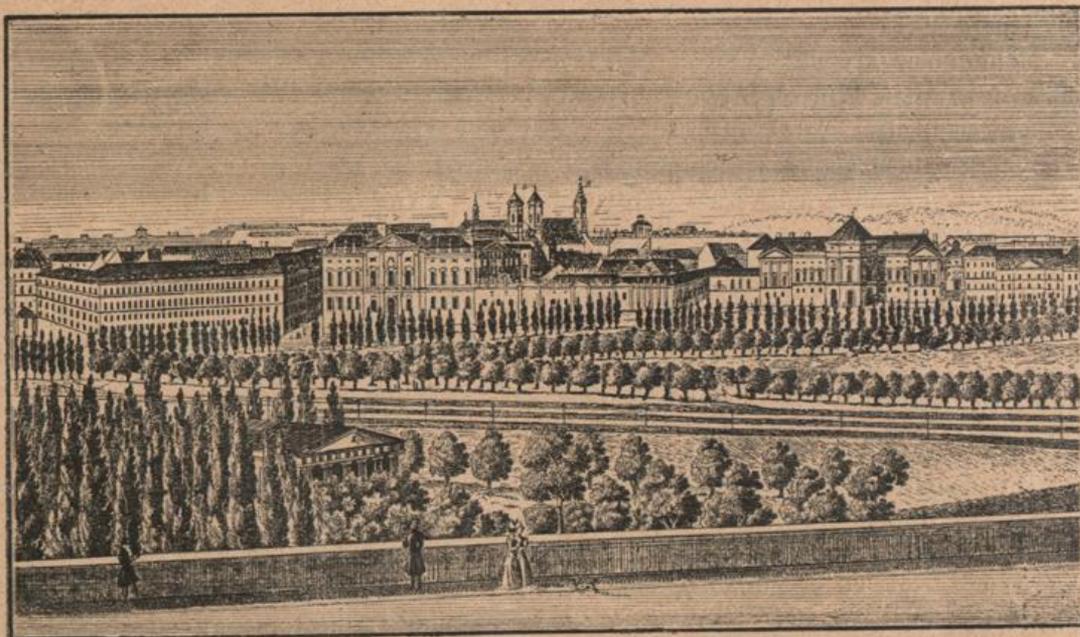


Fig. 181.

Das Palais Auersperg mit Umgebung.

liche, durch glückliche Gliederung der einzelnen Theile wirkende Palast, dessen Gesamteindruck nur durch die mit der Zeit eingetretene Erhöhung des umliegenden Terrains beeinträchtigt wird, ist ein Werk des grossen Meisters der Wiener Barock-Architectur Johann Bernhard **Sischer** Freiherr von **Erlach** (geb. 1650, gest. 1723). Er führte diesen Bau für den aus einer alten neapolitanischen Familie stammenden Marchese Hieronimus **Capecce** von **Kofrano** aus, nach welchem früher der untere Theil der Lerchenfelderstrasse **Kofranogasse** hiess, worauf wir noch zurückkommen werden.

Marchese von **Kofrano** war kaiserlicher geheimer Rath, Mitglied des sogenannten höchsten spanischen Rathes in Wien und Generalpostmeister von Italien. Er lebte seit 1700 in Wien und liess sich durch den Gründer der Josefstadt Marchese **Malaspina** zur Ansiedlung daselbst bewegen.

Der Palast galt als einer der schönsten in Wien, viel gerühmt wurde aber besonders der Garten, welcher sich ursprünglich bis zur „Langen Gasse“ erstreckte.

Marchese **Rofrano** war vermählt mit Maria Theresia Gräfin **Kollonitz** (geb. 1693, gest. 16. Mai 1754), er starb am 26. Juni 1724; ihm folgte im Tode sein unvermählter Sohn **Peter** (geb. 1713, gest. 23. October 1732) und darauf kam der Besitz des Palais an seine Tochter **Therese** (geb. 1715, gest. 12. November 1778) und durch deren 1754 erfolgten Vermählung mit dem böhmischen Oberstlandjägermeister Grafen Leopold Ferdinand **Kinsky** (geb. 1713, gest. 1760) an diese gräfliche Familie. In zweiter Ehe vermählte sich **Therese** 1763 mit dem geheimen Rath und Feldmarschall-Lieutenant Graf Ludwig von **Bréchainville**] (geb. Lothringen 1732, gest. Prag 1799.) Im Jahre 1760 erwarb den Palast der k. k. Feldmarschall Herzog **Josef Friedrich von Sachsen-Zildburghausen** (geb. 1702, gest. 1787), der, ein leidenschaftlicher Musikfreund und Kenner, wöchentlich musikalische Akademien in seinem Palais veranstaltete. Im Jahre 1780 gelangte der Palast in den Besitz des Fürsten **Heinrich Josef Johann von Auersperg** (geb. 1696, gest. 1783) k. k. Oberstkämmerer, eine Zierde des Staates und seiner Familie, hochgeschätzt von der Kaiserin **Maria Theresia**.

Mehr noch als das Aeussere war von jeher die gediegene Pracht der inneren Ausschmückung des **Palais Auersperg** gerühmt. Die Haupttreppe gehört zu den wirkungsvollsten Stiegenbauten, auch der ovale Mittelsaal mit den von **Nicolo Bassi** um 20.000 Gulden hergestellten Plafondgemälden und den Sculpturen von **Henrici** macht einen ebenso reichen als vornehmen Eindruck. Erwähnt mag noch werden, dass der Tanzsaal dieses Palais zwei der ersten Arbeiten, die Statuen Musik und Tanz, des später so gefeierten Meisters Anton **Serforn** enthält. Die Innenräume wurden 1853, das Aeussere erst in den letzten Jahren (1885) einer umfassenden Restauration unterzogen. Im Palais Auersperg fanden mehrmals grosse Festlichkeiten statt, die glänzendste war wohl jene, welche Fürst **Vincenz Auersperg** am 13. April 1856 gab und die auch Kaiser **Franz Josef I.**, Kaiserin **Elisabeth**, sowie sämmtliche damals in Wien anwesenden Mitglieder der kaiserlichen Familie mit ihrem Besuche auszeichneten und zu welcher 500 Gäste geladen waren.

An das **Palais Auersperg** knüpft sich die Erinnerung an eine der gefeiertsten Künstlerinnen des vorigen Jahrhunderts, die Sängerin **Victoria Tesi**. Wenn derselben hier einige Zeilen der Erinnerung geweiht werden, so geschieht es nicht blos, weil sie eine Meisterin der Gesangkunst und eine vielbewunderte Schönheit war, sondern auch, weil sie den Ruf unantastbarer Tugend und uneigenütziger Hochherzigkeit besass und verdiente, — Eigenschaften, die bekanntlich nicht von allen ihren gleichzeitigen und nachfolgenden Kunstgenossinnen zu rühmen sind.

Victoria Tesi stammte aus Venedig, wo sie 1690 als Kind so armer Eltern geboren wurde, dass sie schon in dem zartesten Alter auf den Strassen bettelte. Durch kleine Volkslieder oder einzelne Stücke, die sie in den Kirchen hörte und nachzusingen versuchte, rührte sie das Mitleid der Vorübergehenden, bis sie zufällig die Aufmerksamkeit des gefeierten Capellmeisters und Gesangslehrers Anton **Caldara**, später Musiklehrer Kaiser **Karl VI.** in Wien und Hofcapellmeister (geb. 1670, gest. 1736), erregte, der das kostbare Metall ihrer Stimme erkannte und ihre künstlerische Ausbildung übernahm.

Ihre Laufbahn führte nun rasch aufwärts. Um 1720 schon kam sie nach Wien, wo damals unter dem Einfluss des kunstliebenden Kaisers **Karl VI.**, der selbst ein eifriger Musiker war und mit Erfolg componirte, ja das Orchester seines Privat-Operntheaters selbst dirigitte, ein sehr reges musikalisches Leben herrschte und Wien jenen Ruf einer „Musikstadt par excellence“ erwarb, der ihm seither auch treu blieb.

Wenn Kunst und Schönheit sich verschwistern, fehlt es nie an mehr oder weniger begeisterten Huldigungen. Auch Victoria **Tesi** wurden sie in reichstem Ausmasse dargebracht, denn fast die ganze elegante Männerwelt Wiens seufzte zu ihren Füßen. Aber keiner dieser Herren, so reich und hochgeboren sie auch sein, so süß sie auch sprechen, so herzbrechend sie auch jammern mochten, konnte sich des geringsten Erfolges bei der Künstlerin rühmen, deren Ruf auch von der Klatschsucht der schlimmsten Zungen nicht angetastet werden konnte. Am meisten fühlte sie sich zu dem Grafen **Johann Ferdinand Lamberg** hingezogen, der ein leidenschaftlicher Musikfreund und so tüchtiger Violinspieler war, dass er an den Kammermusik-Abenden des Kaisers und bei den im intimsten Hof-Cirkel aufgeführten kleinen Opern eines der beliebtesten mitwirkenden Glieder war.

Da nun bei Victoria **Tesi's** allgemein bekannter Unnahbarkeit jeder Versuch, sie ihren strengen Grundsätzen untreu zu machen, aussichtslos bleiben musste, fasste der verliebte Graf **Lamberg**, in dem die Begeisterung für die Sphärenkunst der Musik noch seine etwas irdischere Liebe zu der schönen Künstlerin aneiferte, einen heroischen Entschluss und bot ihr eines Tages seine Hand an. Vergebens bemühte sich **Victoria Tesi** dem Grafen die Unmöglichkeit oder doch wenigstens die misslichen Folgen eines solchen Schrittes darzulegen. Eine solche Verbindung wäre damals ganz unerhört gewesen und hätte für den Grafen die übelsten Folgen, ein Zerwürfniß mit seiner Familie und die Verweisung vom Hofe ganz sicher herbeigeführt. Mit jener Halsstarrigkeit jedoch, die sich meist mit der Liebe paart, kam der Graf immer wieder auf seine Werbung zurück und die Sängerin, in deren Herz sich doch auch ein warmes Gefühl für einen so beharrlichen Anbeter regte, fühlte allgemach ihre Standhaftigkeit schwinden.

Wenn sie aber zu tugendhaft war, um den Geliebten ohne den Segen der Kirche zu erhören, war sie auch zu edel, von demselben das Opfer seines Ansehens und Ranges mit seiner Hand anzunehmen. In diesem Zwiespalt nun fasste sie einen ganz merkwürdigen Entschluss und schritt auch sofort zu dessen Ausführung.

Bei der Grundaushebung eines Neubaues in der Nähe ihrer Wohnung hatte sie einige ihrer Landsleute bemerkt, die schon damals als Erdarbeiter gesucht waren und weit von ihrer Heimat Beschäftigung fanden. Einen derselben, der ihr durch sein ruhiges und gesetztes Wesen auffiel, liess sie nun eines Tages durch ihre Dienerin zu sich bescheiden. Nachdem sie ihn um seine Verhältnisse und um seinen Namen befragt hatte, überraschte sie den guten **Jacopo Tramontini** nicht wenig durch die plötzliche Frage, ob er nicht geneigt wäre, — sie zu heiraten.

Anfänglich glaubte der gute Bursche an eine Mystification, bis es der Sängerin gelang, ihn vom Ernst ihres Vorschlages zu überzeugen. Dann zögerte er natürlich nicht, seine freudige Zustimmung kundzugeben, ja er that dies in feuriger Weise, da die Schönheit **Victoria's** natürlich auch auf ihn ihre Wirkung nicht verfehlte. Die Sängerin setzte aber dieser Wallung sogleich einen Dämpfer auf, indem sie ihm kalt erklärte, dass er sie zwar heiraten, aber nie die Rechte eines Gatten beanspruchen dürfe, wogegen sie ihm die Mittel zu einem behaglichen unabhängigen Leben bieten werde. Der gute **Signor Tramontini** fand zwar diese Bedingungen etwas hart; da die schöne Sängerin aber unerbittlich blieb und auf der Unterschrift unter dem Verzicht-Contracte bestand, schlug er endlich ein. Die Trauung fand statt und die nunmehrige Frau **Tesi-Tramontini**, wie sie von da an hiess, überreichte nach derselben ihrem sogenannten Gatten die Besitzurkunde eines hübschen Hauses in der Leopoldstadt (Catastralnummer 482, jetzt Circusgasse 3), dessen er sich bis zu seinem 1785 erfolgten Tode erfreute.

Durch diesen Schritt hatte die Sängerin eine unübersteigliche Schranke zwischen sich und dem Grafen **Lamberg** errichtet. Wohl geberdete sich dieser anfänglich wie verzweifelt und meinte, vor Liebesschmerz vergehen zu müssen; — da er sich aber ein Jahr darauf mit der

Comtesse Maria Franziska **Grundemann** vermälte und Vater zweier Töchter wurde, dürfte seine Verzweiflung auch nicht viel nachhaltiger gewesen sein, wie es gewöhnlich mit solchem Liebes-Paroxysmus der Fall ist. Wohl aber widmete er der hochherzigen Sängerin, deren Opfer er bei ruhigem Blute erst recht würdigen lernte, die achtungsvollste Freundschaft, bis er am 16. October 1764 als Hof- und Kammermusik-Director starb.

Victoria Tesi, welche 1732 bereits die Bühne verliess, überlebte ihn um mehr als zehn Jahre. Sie gab Unterricht im Singen und zählte die ganze vornehme Frauenwelt jener Zeit zu ihren Schülerinnen. Hochgeachtet von jedermann, auch von der sittenstrengen Kaiserin **Maria Theresia** geschätzt, starb sie am 10. Mai 1775 im jetzigen Palais Auersperg, das damals im Besitze des bereits erwähnten Musikfreundes Herzogs **Josef Friedrich von Sachsen-Zildburghausen** war und dessen musikalische Akademien sie arrangirte. Wir wagen es, um nicht dem Fluche der Lächerlichkeit zu verfallen, nicht, sie den Primadonnen unserer Tage als nachahmenswerthes Beispiel anzupreisen, — ihr Andenken aber scheint uns wohl einer Auffrischung würdig, wozu die Erwähnung ihres Sterbehauses den natürlichsten Anlass bot.

Das Haus „zum rothen Apfel“ Nr. 8 (neu 7).

Auch das Haus mit der heutigen Nummer 7 dieser Strasse hängt durch seine Vorgeschichte mit dem Palais Auersperg zusammen. Als dasselbe nämlich noch im Besitze des **Marchese Rofrano** war, befand sich unter dessen Gefolge ein spanischer Edelmann Don **Juniga** als Stallmeister. Trotz einer Reihe von trefflichen Eigenschaften wurde dessen Charakter von einem masslosen Jähzorn entstellt, dessen Ausbrüchen er nicht Herr werden konnte, obwohl er sich später derselben schämte und seiner sanften Gattin schon oft versprochen hatte, sich zu meistern. Gute Vorsätze haben aber kurzen Athem. Don **Juniga** verfiel, als einst sein einziges liebliches Kind, ein Knabe von fünf Jahren, ungestüm auf dem Besitz eines schönen rothen Apfels bestand, wieder in seine masslose Wuth und traf die Stirn des zarten Kindes mit einem schweren Schlag der Reitpeitsche.

Lange Zeit lag der kleine **Enrico** (Heinrich) bewusstlos und verzweifeln klagte sich Don **Juniga** als Mörder seines einzigen Kindes an. Grenzenlos wie der Jammer, war dann die Freude, als **Enrico** wieder zu sich kam — aber auf sie fiel bald ein tiefer Schatten, als sich zeigte, dass er — blödsinnig geworden war. Keine ärztliche Kunst vermochte etwas dagegen, — das Licht der Vernunft kehrte nicht wieder und der Knabe lebte in seiner Geistesnacht fort, — ein Gegenstand des Grames für die gebeugte Mutter, die Quelle nie erlöschender Selbstvorwürfe für den Vater. Dabei war aber das arme Kind von einer seltsamen Unruhe, die es unstät herumlaufen liess, wodurch die Ueberwachung erschwert und es zu einem Anlass beständiger Sorge für die Umgebung wurde. Erst als der Zufall einst einen **rothen Apfel**, ähnlich dem, welcher Anlass zu der verhängnissvollen Misshandlung war, in die Hände des Kindes führte, beruhigte es sich sofort und konnte sich tagelang mit diesem Spielzeug unterhalten, für dessen Erneuerung natürlich stets Sorge getragen wurde.

Jahre vergingen so. Aus Schonung für den Gatten unterdrückte die Mutter den Kummer, aber eben darum untergrub dieser nagende Schmerz die Gesundheit der Dulderin. Nach langen Leiden starb sie mit einem Gebet für den armen Sohn, der unter den Thränen der übrigen Anwesenden ahnungslos im Sterbezimmer mit seinem Apfel spielte. Erst als man ihn zu der sterbenden Mutter führte, damit er ihr den **letzten Kuß** gebe, ging eine seltsame Umwandlung mit ihm vor sich. Als er die erkaltenden Lippen fühlte, die so oft warm auf den seinen geruht, schauerte er

zusammen und brach dann in leidenschaftliches Weinen und in den wiederholten Ruf aus: „**Meine Mutter ist todt!**“

Ergriffen lauschten die Anwesenden auf diese ersten Zeichen des **wiedererwachenden Verständnisses**. Man liess den ersten Schmerzensausbruch des Knaben vorübergehen, um sich dann in vorsichtiger Weise zu überzeugen, dass **Enrico** wirklich am Sterbebette seiner Mutter die so lange schlummernden geistigen Kräfte wieder erhalten hatte. In sorgfältigster Weise wurde nach und nach der Knabe wieder mit der Umgebung und mit der äusseren Welt vertraut gemacht, so dass seine versäumte Erziehung bald nachgeholt war. **Marchese Rofrano** aber liess an dem von seinem Stallmeister bewohnten Hause zum Gedächtniss der wunderbaren Heilung das Standbild des blödsinnigen **Knaben mit seinem Spielzeug, dem rothen Apfel**, anbringen. Nach dem Tode des **Marchese** zog **Don Suniga** nach Spanien heim, wo **Enrico** einem ehrenvollen Leben entgegenging.

Der fromme gläubige Sinn jener Zeit schrieb die plötzliche Heilung des Kindes dem Umstande zu, dass die sterbende Mutter den letzten Hauch ihrer **Seele** dem Knaben eingeflösst hätte und durch ihre Fürbitte bei der heiligen Maria die Heilung des Kindes durch Gottes Gnade erzielt wurde. Im Volksmunde hiess denn auch das Haus deshalb lange „**bei Maria Seel'** (Seele).

Das Standbild des **Kindes mit dem rothen Apfel** blieb lange erhalten und verlied dem Hause Nr. 7 den gleichnamigen Hausschild. Im jetzigen Jahrhundert wurde im Erdgeschoss des einstöckigen Hauses ein **Wirthshaus** mit dem gleichen Schild „**zum rothen Apfel** eröffnet, das in den letzten Jahren seines Bestehens einen eigenthümlichen Ruf hatte. In dem nicht sehr umfangreichen und niederen Locale versammelte sich nämlich allabendlich die Blüthe der **Wiener Diebsgenossenschaft**, um andachtsvoll den Zweideutigkeiten einer Volkssängergesellschaft letzten Ranges zu lauschen. Der Wirth aber führte strenge Herrschaft und bestand unerbittlich darauf, dass sein Local neutraler Boden bleibe und nicht durch die Geschäftspraktik der sauberen Stammgäste unsicher gemacht werde.¹⁾

Vor ungefähr zehn Jahren musste das unscheinbare Häuschen einem mehrtraktigen Neubau weichen, wobei das Wirthshaus sammt dem bisherigen Hausschild verschwand.

Zur „Stadt Belgrad“ Nr. 9 (heute 11).

Ein ganz Wien wohlbekanntes Gasthaus befindet sich im Hause Nr. 11 an der Ecke der **Josefsgasse**. Dessen Schild „**Zur Stadt Belgrad**“ stammt aus dem Jahre 1717, in welchem durch den vom Prinzen **Eugen** am 16. August erfochtenen Siege über die Türken, die wichtige Festung **Belgrad** in die Hände der tapferen österreichischen Armee fiel. Vom Schlachtfelde hinweg hatte Prinz **Eugen** einen seiner Lieblinge, den Generalfeldwachtmeister **Graf Andreas Hamilton** mit der Freudenbotschaft an den Kaiserhof gesendet und es lässt sich denken, mit welchem Jubel in Wien diese Botschaft aufgenommen wurde, als der General am 19. August 1717, der Sitte jener Tage gemäss, unter den schmetternden Fanfaren der ihm vorreitenden sechs Postillone sich von der Favorita auf der Wieden hinweg, wo er dem Kaiser **Karl VI.** Bericht erstattet hatte, durch das **Kärthnerthor** in die Stadt und über den Graben und Kohlmarkt nach der Burg begab, um den beiden Kaiserinnen **Eleonora** (Witwe **Leopold's I.**) und **Amalie Wilhemine**

¹⁾ Ein Besuch dieses merkwürdigen Wirthshauses war nicht uninteressant, namentlich in Begleitung eines mit den Notabilitäten der Gaunerwelt vertrauten Beamten. Einem Bekannten des Schreibers dieser Zeilen wurde einst bei einem solchen Besuche der Regenschirm entwendet. Der Wirth bat ihn, kein Aufsehen zu machen und garantierte ihm die Rückstellung des Schirmes, die auch wirklich am nächsten Tage schon erfolgte.

(Witwe Josefs I.) die erfreuliche Botschaft zu bringen. Der Zusammenlauf des ihn bejubelnden Volkes war so gross, dass Hamilton nur mit Mühe sein Pferd durch die Menge führen konnte.

Die **Einnahme von Belgrad** durch den Prinzen **Eugen** gab Anlass zu dem Entstehen mehrerer Schilder „zur Stadt Belgrad“, von welchen sich jedoch unseres Erinnerens nur jenes des Gasthauses in der Josefstadt bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Der spätere Verlust der Festung **Belgrad** (im unglücklichen neuen Türkenkriege vom Jahre 1738) durch den schmählichen Präliminarfrieden vom 1. September 1739, stimmte die glorreichen Erinnerungen der Wiener sehr herab und erst im Jahre 1789 kam das Schild „zur Stadt Belgrad“ abermals zur vollsten Geltung, wo der im Vorjahre so unglücklich geführte Türkenkrieg, seit der Oberbefehl in die Hände des alten aber noch immer feurigen Feldmarschalls Baron **Gideon Loudon** (sprich Laudon) gelegt war, einen besseren Verlauf nahm, welcher mit der am 7. October 1789 vollzogenen **Einnahme von Belgrad** seinen Höhepunkt fand.

Besonders populär wurde diese Einnahme von Belgrad im Volke durch die Theilnahme des **Erzherzogs Franz**, des späteren letzten **römischen** und **ersten Kaisers von Oesterreich**. Derselbe befand sich beim Heere **Loudon's** und eröffnete am 14. September 1789 durch einen **mit eigener Hand abgefeuerten Kanonenschuß** das Bombardement. Die anekdotische Darstellung, dass der Erzherzog diesen Schuss gegen **Loudon's** Verbot zu früh abgegeben habe und dafür von dem alten Marschall degradirt, dann aber, als er in dieser Eigenschaft den ersten gestatteten Schuss abgegeben, sofort wieder in die Obersten-Charge eingesetzt wurde, ist historisch unhaltbar. Aber solche im Volke entstandene und lange fortlebende Anekdoten sind bezeichnend für die Charakterbeurtheilung der allgemeinen Meinung, die oft treffender ist, als jene subtiler Fachgelehrten, von denen mancher in neuester Zeit in souveräner Verachtung der Volks- und Familientraditionen sich über jene Lokalchronisten, die solche Erinnerungen sammeln und wiedergeben, wegwerfend äussert, ohne im Mindesten befähigt zu sein, auch nur den kleinsten Theil jener Popularität zu erringen, den sich diese erworben haben.

Unter die bedeutsamsten Volkstraditionen zählen auch alle jene, welche sich mit Kaiser **Josef II.** und dessen Incognito-Wanderungen beschäftigen. Es war ja eine Lieblingsgewohnheit dieses Monarchen, in einfache Tracht gehüllt, in einen langen „Kaput“ (langer Ueberrock mit hohem Kragen, von „capot“ stammend), dessen Kragen er halb in die Höhe schlug, unerkant Promenaden zu machen und sich an kleinen Abenteuern, die ihm aufstiessen, zu ergötzen. Diesbezüglich existirte eine Unzahl von Anekdoten, deren Aufzählung allein ein paar stattliche Bände liefern würde. Diesen ist es auch theilweise zuzuschreiben, dass Kaiser **Josef II.** nicht nur zu den populärsten Persönlichkeiten unter den österreichischen Regenten gehört, sondern überhaupt eine der volkstümlichsten Persönlichkeiten der gesammten österreichischen Monarchie geworden ist; ja, es hat in vielen Fällen Anekdote und Sage überwuchert, so dass es gar oft der Mühe und Anstrengung bedarf, um das Wahre vom Falschen zu unterscheiden, trotzdem erst ein Jahrhundert vergangen ist, seitdem er auf Erden gewirkt. So wird denn auch vom Wirthshause „zur Stadt Belgrad“ ein Geschichtchen erzählt, bei welchem ebenfalls Kaiser **Josef** mitgewirkt haben soll.

Der Monarch traf dort einen wackeren Husarenwachtmeister aus der in dieser Vorstadt gelegenen Reiterkaserne, den er zum Trinken einlud, trotzdem derselbe erörterte, wie es schon spät sei und er die Stunde der Rückkehr nicht versäumen dürfe, ihn durch allerlei Verlockungen und Beschwichtigen nicht bloß zum Versäumen des Zapfenstreiches, sondern endlich sogar dazu brachte, als er bereits stark angetrunken war, dem Wirthe, Herrn **Johann Plath**, seinen Säbel als Pfand für die hoch aufgelaufene Zeche zu lassen. Kaiser **Josef** soll noch in derselben Nacht in die Kaserne des betreffenden Husaren-Regimentes geschickt haben, mit dem Befehle, dass selbes nächsten Morgen zeitlich vor ihm in Parade auszurücken habe. Bei der Defilirung liess er Halt

machen; als der Wachtmeister an ihm vorbeikam, rief er einen gemeinen Mann, der in ziemlich lüderlicher Adjustirung sich gezeigt, aus der Reihe, befahl demselben niederzuknien und dem Wachtmeister, dem Unachtsamen den Kopf abzuhaueu.

Ungemein ergötzlich soll nun des Wachtmeisters Angst und Verlegenheit gewesen sein, als ihm der Kaiser sein Zögern vorwarf, den Säbel zu ziehen, bis er endlich, in die letzte Verschanzung getrieben, ausrief: „Wenn ich schon soll umbringen meinen braven Kameraden, so bitte ich Dich, lieber Herrgott! mach', dass mein Säbel ist von Holz!“ Und wirklich befand sich in der Scheide ein gewandt aus Holz geschnittener Säbel, der den als Pfand im Wirthshause gelassenen hatte rasch ersetzen müssen, um bei der Parade erscheinen zu können. **Josef** lachte herzlich über diese Geistesgegenwart und beförderte den klugen Husaren. (Uebrigens wird dieselbe Begebenheit auch von König Friedrich II. von Preussen erzählt.)

Unter den Besitzern dieses Gasthauses erwarb sich Herr **Josef Klampfl** grosse Beliebtheit durch sein urwüchsiges und humorvolles Gebaren, wie durch die Gabe, beim Präsentiren seiner Tabakdose Knittelreime zu fabriciren.

Herr **Josef Klampfl**, der stadtbekante Besitzer des Gasthauses „zur Stadt Belgrad“ war, obwohl nicht von Wien gebürtig, doch einer der gemüthlichsten urwüchsigen Wiener, die jemals gelebt haben; er war ein seiner Biederkeit und seines Wohlthätigkeitssinnes wegen von Allen, die ihn kannten, geschätzter Mann und das Muster eines Wiener Gastwirthes von echtem Schrot und Korn, gleich artig gegen alle Gäste, ohne Rücksicht auf die Grösse ihrer Zechen, gleich freundlich gegen Jedermann. Tausendmal wurde bei der „Stadt Belgrad“ gesagt: „Wenn der Klampfl stirbt, dann muss er pulverisirt und allen übrigen Wirthen eingegeben werden.“

Klampfl wurde am 17. Juli 1807 in Mautern bei Krems geboren, hatte also bei seinem am 8. December 1865 erfolgten Tode nicht ganz das 59. Lebensjahr erreicht. Seine Jugend war durch Noth und Elend getrübt. Das Kind armer, mit zahlreicher Familie gesegneter Hauersleute, musste er sich schon als neunjähriger Knabe seinen Unterhalt durch Arbeit in Weingärten erwerben, wofür er einen Wochenlohn von kaum 5 Groschen Wiener Währung verdiente. Um seinen Eltern nicht mehr zur Last zu fallen, musste er als vierzehnjähriger Knabe auf gut Glück in die Fremde gehen, um für sein Fortkommen zu sorgen. Er wollte in die ungarischen Weingegenden wandern, um dort die Weinwirthschaft kennen zu lernen, aber der Zufall wollte es, dass er Wien, welches er auf der Durchreise nach Ungarn bloß zu passieren gedachte, nicht mehr verlassen sollte. Hier fand er beim Gastwirth **Wolfsberger** in der Bischofsgasse (heutige Rothenthurmstrasse) als „Würstelbub“ ein Unterkommen. Der „Pepi“ war ein so braver, dienstfertiger und ordentlicher Bursche, dass es nicht zu wundern war, wenn man ihn wenige Jahre später, zum „Zahlkellner **Josef**“ avancirt, in den ersten Gasthäusern der Stadt serviren sah. Als Zahlkellner ersparte er sich nach wenigen Jahren ein kleines Capital, so dass er am Beginn der Dreissiger Jahre schon daran denken konnte, sich als selbstständiger Gastwirth zu etabliren. Ein Liebesverhältniss bestimmte ihn aber, diesen Entschluss vorläufig nicht zu verwirklichen.

Zwischen Klampfl und Marie, der Tochter des Gastwirthes **Greb** in der früheren Schneiderinnung am Judenplatz, entspann sich nämlich ein zärtliches Verhältniss, welche Klampfl veranlasste, bei **Greb** als Zahlkellner einzutreten. Hier gelang es ihm, die Eltern seiner Angetheteten so für sich einzunehmen, dass ihm bald darauf das ersehnte Jawort ertheilt wurde. Klampfl übernahm nun das Gasthaus „zur Stadt Belgrad“ am 13. November 1834 und verhehlte sich wenige Monate später, im Februar 1835, mit seiner geliebten Marie. Der Wirth verstand es nun, sein Gasthaus bald zu einem der beliebtesten und volksthümlichsten Locale Wiens zu machen und sich auf demselben allmählig ein bedeutendes Vermögen — man sagte, dass er mehrere hunderttausend Gulden seiner Familie hinterliess — zu erwerben. Ein schöner Zug

Klampfl's aus dem Jahre 1848 verdient hier erzählt zu werden: Klampfl's Freund war der Wirth „zum Schüttel“ in der Leopoldstadt, jener unglückliche Mann, der mit seiner Frau während der Schreckensnacht vom 29. auf den 30. October 1848 in den Flammen seines Geschäfts-Locales verbrannte; Klampfl nahm nun den Sohn seines Freundes in seine Familie auf und adoptirte ihn.

Im Jahre 1864 wurde Klampfl's Name in Folge einer ihm widerfahrenen Unbill in allen öffentlichen Blättern vielfach genannt. Geachtete Bürger der Josefstadt sprachen damals in einer gleichfalls veröffentlichten Beileidsadresse an Herrn Klampfl ihr Bedauern über den Vorfall aus; ganz Wien verlangte Genugthuung für den schwer beleidigten Mitbürger. Einige Zeit nach diesem Vorfalle (28. Mai 1865) wurde Klampfl von Seiner Majestät Kaiser **Franz Josef I.** in „Anerkennung seines vieljährigen, gemeinnützigen und humanitären Wirkens“ das goldene Verdienstkreuz mit der Krone verliehen.

Klampfl hinterliess ausser seiner Gattin und seinem schon erwähnten Adoptiv-Sohn noch drei Söhne.

Die „Schlapfen-Promenade“.

Bevor jenseits der Lastenstrasse die neuen Häuserfronten entstanden, also noch vor ungefähr zwanzig Jahren, stand am Rande des Glacis, gegenüber der „Stadt Belgrad“ ein aus Glaswänden hergestellter sogenannter „Salon“, der im Sommer die zahlreichen Stammgäste des altrenommirten Gasthauses aufnahm. Auf dem Raum aber, der sich zwischen dem Trottoir und der Lastenstrasse längs der ganzen Auerspergstrasse — vor 1862 „am Glacis“ genannt — erstreckte, bestand schon altersher ein sehr frequentirter **Spaziergang**, welchen des Abends die Dienstboten mit ihren Liebhabern, oder auch die leichtfertigen Dirnen vornahmen, wovon diese Gegend im Volksmunde den bezeichnenden aber nicht eben vornehm klingenden Spottnamen der „**Schlapf'nprom'nad**“ erhielt. Der Dialect-Ausdruck „Schlapf'n“ bezeichnet nämlich Pantoffeln oder alte ausgetretene Schuhe, welche die vorerwähnten Gattungen von Frauenzimmern trugen und stammt von dem gutdeutschen Worte Schlappen (schlabben, schlappern), welches eine Art nachlässigen Ganges mit Pantoffeln bezeichnet, so dass man diese im Gehen gleichsam unter und hinter sich herschleift.

Der Tradition nach soll einer der eifrigsten Besucher der „**Schlapfen-Promenade**“ jener General **Lindenau** gewesen sein, der zu den bekanntesten Strassen-Figuren des alten Wien gehörte.

Karl Friedrich von **Lindenau**, k. k. Feldzeugmeister, Ritter des Maria Theresien-Ordens, Inhaber des Infanterie-Regimentes Nr. 29, war in Preussen 1762 geboren und trat früh in den königlich preussischen Militärdienst, den er aber später mit dem kaiserlich österreichischen vertauschte. Er war mit Leib und Seele Oesterreicher und pflegte zu sagen: „Die österreichische Ungnad' ist mir lieber als die preussische Gnad'“ (Er hatte sich nämlich vollständig den Wiener Volksdialekt angeeignet.) Nichts destoweniger war er ein hoher Verehrer der Kriegsschule Friedrich's des Grossen und vertheidigte dieselbe stets sehr lebhaft. Durch seine wissenschaftlichen Talente und seinen geistvollen Umgang machte er sich bald allenthalben beliebt, Feldmarschall **Lascy** wurde sein Gönner und so stieg **Lindenau** im militärischen Range von Stufe zu Stufe. Er wurde der Freund und Gesellschafter des Herzogs **Albrecht Casimir von Sachsen-Teschen** und nahm in den Cirkeln des kaiserlichen Hofes, wie des Adels, die Stelle eines „lustigen Rathes“ ein, dem man auch die herbsten Witze — die mitunter höchst derb, trivial, brüsk und beleidigend waren — huldvoll verzieh. So war es im Jahre 1805, in der Schlacht bei Hohenlinden, wo Erz-

herzog **Johann** eine österreichische Heeresabtheilung befehligte und trotz seines Muthes, seiner unerhörten Anstrengungen zum Rückzuge genöthigt wurde. Der dreiundzwanzigjährige Erzherzog, empfänglich für jeden Schatten, der auf die Glorie seines Hauses hätte fallen können, rief schmerzlich entrüstet aus: „Was wird die Welt dazu sagen?!“ — „Trösten S' Ihnen, Hoheit,“ antwortete **Lindenau** ruhig, „man wird sagen: „Sie sind ein junger Soldat und ich bin ein alter Esel.“

Nach Schluss des Wiener Friedens zog sich **Lindenau** in das Privatleben zurück und wurde alsbald eine der volksthümlichsten Figuren, welche die innere Stadt und die Vorstädte Wiens je besass, ein Pflastertreter par excellence, der vom Morgen bis Abends in den Strassen gesehen wurde, wo er sich nicht scheute öffentlich den Verehrer aller Grisetten, Dienstboten und Milchmädchen abzugeben und wegen derselben nicht selten in derbe Conflict mit der Polizei gerieth, wenn selbe einem seiner leichtfertigen Lieblinge zu nahe trat. Da eilte **Lindenau** spornstreichs auf das Commissariat und machte dem betreffenden Commissär einen solchen „Tanz“ (Spektakel), dass derselbe nicht wusste, was er mit der scheltenden Excellenz machen sollte und die Arretirte wieder frei lies.

Bei seinen Promenaden schob er sich (im vollsten Wortlaute) mit dem Vorderkörper den Auslagen zugekehrt von Haus zu Haus, von Kaufladen zu Kaufladen, so dass nur sein Rücken und die Hände in den Rocktaschen gesehen wurden, weshalb die Bevölkerung ihm auch den Spitznamen „**der Mann von hinten**“ gab. So zeigen ihn auch die von ihm erhaltenen Bilder **Fig. 182**, ebenfalls eine Specialität **Lindenau's** — das Portrait von hinten. Auch als Mode und Adjustirungs-Reglement schon lange davon abgekommen war, trug er noch beständig seine Uniform, den hechtblauen Frack mit rothen Aufschlägen, knappes Beinkleid von dickem gelben Hirschleder, gepuderten Zopf, den Degengriff hinten aus dem Schoosse hervorragend, drosselnde Militärcravatte, ungeheures Jabot, hohe Reiterstiefeln mit Sporen und dreieckigem Generalshute.

Da der wackere, als Gönner der gefürchteten „Fratschlerweiber“ (Obstverkäuferinnen) und Schusterjungen bekannte General, als Verehrer des schönen Geschlechtes, besonders neckischer Stubenmädchen und derber Köchinnen galt, ist sicher anzunehmen, dass er sich hie und da des Abends auch auf der „Schlaf-Promenade“ erging.

General **Lindenau** starb auch als Sonderling. Wie der aus dem Beginne des dreissigjährigen Krieges bekannte Graf **Mathias Thurn** den Tod in voller Rüstung, stehend und von zwei seiner Officiere gestützt, erwartete, zog auch **Lindenau**, als er sein Ende nahen fühlte, die volle Generals-Uniform, sogar die Stiefel mit Sporen, an. So starb er am 14. Februar 1817 im Hause Nr. 8 der Krugerstrasse.



Fig. 182.

General Lindenau, „der Mann von hinten“.